

Was mache ich hier? INDIEN, CHINA

Es ist Samstag, ich habe mir einen Kaffee gemacht und sitze auf dem Balkon in der Sonne. Es läuft gerade die Musik von Dota, die Mascha Kalékos Lyrik vertont hat. Ihre Gedichtbände stehen in meinem Bücherregal. Ich horche auf: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel verschweigen“, erklingt die letzte Zeile. Verschweigen, richtig, erzählen wir jemals, wie eine Reise wirklich war? Erzählen wir anderen von dem Zoff mit unseren Reisepartnern, den peinlichen Momenten und Fettnäpfchen in der Fremde, den unangenehmen Begegnungen? Wohl eher nicht, solange nicht im Rückblick eine gute Geschichte daraus wird.

Also erzähle ich vom Elend. Schau jetzt nicht nach rechts, warnt mich meine Freundin in Lissabon, natürlich sehe ich dennoch zu dem Elefantenmann hinüber. Die Geschwulste hatten sein Gesicht entstellt; offenbar musste er sein Geld damit verdienen, sich auszustellen. Ein Stück weiter liegen Bettler vor einer Kirche, einer mit einer unbehandelten Verletzung an den Beinen. In Asien sehe ich Menschen, die nicht laufen können, sich bäuchlings auf schmalen Brettern mit Rollen bewegen, weil sie keinen Rollstuhl haben. Ich muss dabei an die Pflanzenroller denken, die wir im Baumarkt kaufen, um Blumentöpfe darauf zu stellen.

Ich sehe einen alten Mann mit leeren Augen, dem das Geschlecht offen aus der zerlumpten Hose hängt. An einer Ampel in Guangzhou sehe ich einen Obdachlosen herantreten, um im Mülleimer nach etwas Verwertbarem zu suchen. Er ist bestimmt noch keine

30, die Haare verfilzt und lang. Alles, was er an sich hat, ist ein notdürftig um seine Lenden gewickeltes Stück aus Plastik. Barfuß, der Oberkörper nackt, mit nicht einmal einem Kleidungsstück am Leib, sein einziger Besitz ein Fetzen Plastik. Für eine Sekunde treffe ich seinen Blick: er ist haltlos, verschwommen, nichts als purer Instinkt. Ein Mensch, dem der letzte Rest Menschsein abhandengekommen zu sein scheint. Er schleicht davon wie ein verschrecktes Tier, das sich statt auf bekanntem Terrain in unbekanntem Gelände der Großstadt orientieren muss.

In einem anderen Land bin ich so nicht mehr bloß die fremde Beobachterin, sondern fühle mich wie ein Eindringling, dem die Schwächen des jeweiligen Landes wie eine offene Wunde dem Chirurgen präsentiert werden.

In Lissabon kniet ein Bettler auf den Stufen eines Aussichtsturms. Er ist jung, ihm fallen immer wieder die Augen zu. Ich befürchte, er kippt gleich vornüber, so kraftlos wie er ist. Ich nehme mir vor, ihm auf dem Rückweg ein wenig Geld zu geben. Als ich zurückkomme, ist er weg. Fassungslos schaue ich mich nach ihm um, er ist nirgends zu sehen. Ich fühle mich veralbert, dabei habe ich mich wohl vor allem selbst veralbert, da ich mir nun nicht mehr zu meiner Großzügigkeit gratulieren kann.

Genauso erstarre ich fast, wenn ich an dem Mann an der U-Bahn-Haltestelle der Shanxi Nan Lu in Shanghai vorbeigehe. Er sitzt dort oft auf einem Schemel, er spricht niemanden an und sieht niemanden direkt an. Sein Gesicht wie seine Hände sind von Verbrennungen gezeichnet, er hat keine Haare mehr, die Ohren und die Nase sind verstümmelt, er erscheint merkwürdig alterslos. Ich erinnere mich an die Erzählungen einer Freundin, die in Nepal gelebt hat, wo viele Einheimische sich schwere Verletzungen beim Hantieren mit Gaskartuschen zuziehen, weil es die billigste Option auf Wärme und Energie ist. War es dem Mann ähnlich ergangen? Und krampft sich bei seinem Anblick auch bei anderen Leuten das Herz zusammen?

Ich frage bettelnde Kinder, warum sie nicht in der Schule sind und bereue es in dem Moment, als mir die Worte über die Lippen kommen. Wie oft diesen Kindern wohl diese Frage von westlichen Touristen gestellt wird? Sie lächeln mich ruhig an und sagen, dass die Schule am Vormittag aus sei. Während mir ein Kind bettelnd am Ärmel zupft, sitzt die Mutter gegenüber auf dem Bordstein und lächelt mich milde an, als sollte ich die kleine Ungezogenheit ihres Kindes verzeihen. Wer stößt schon ein Kind von sich?

Ist es da nicht fast erfrischend, übers Ohr gehauen zu werden, eine Art subversiver Akt ausgleichender Gerechtigkeit der Einheimischen an dummen Touristen? So ärgerlich es als Reisende manchmal ist, so sympathisch ist mir doch die Findigkeit mancher, Fremden das Geld aus der Tasche zu ziehen. Du gehst ein paar Schritte und überlegst: *War das jetzt nicht ganz schön viel Geld?*

An der Grenze zwischen Thailand und Kambodscha hat sich ein ganzes Team den Grenzübertritt zum Geschäftsmodell gemacht. Ein deutschsprachiger Einheimischer geleitet uns durch den Prozess: einmal Fiebermessen, ein paar Thai Baht bitte, für das Visum ein paar Baht extra, ach Sie möchten noch Geld wechseln, gegen diese Gebühr gern und für meine Dienste wäre ein kleines Trinkgeld gern gesehen. Ehe wir das große Ganze als organisierte Abzocke durchschaut haben, ist schon alles über die Bühne gegangen. Aber gut, die Einreise ist geglückt. In Kambodscha werden Kinder in verschiedenen Sprachen trainiert und auf die Touristen aus den jeweiligen Ländern angesetzt, damit diese mehr Geld ausgeben. Ein kleines Mädchen parliert mit uns charmant in fließendem Deutsch. Ich merke, wie ich um den Finger gewickelt werde und bin gleichzeitig entzückt.

Shakir, der Fahrer in Jaipur, den ich mit seiner Motorrikscha für eine Sightseeingtour engagiert habe, nachdem er mich am Tag zuvor vom Bahnhof abgeholt hatte, erklärt

mir auf Nachfrage des Preises, ich könne selbst entscheiden, was mir seine Dienste wert seien. Ich finde das ziemlich clever: Was bin ich ihm schuldig? Was ist fair und ist mein fair auch sein fair?

Ich drücke auf *repeat* und höre das Lied erneut.

„Die Fremde ist ein kaltes Kleid mit einem engen Kragen“, schrieb Kaléko. Dieses Kleid, es drückt, kratzt und juckt und ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut.

Nie zuvor bin ich so ungern in einem Land gewesen. Nie zuvor fühlte ich mich an einem Ort so erdrückt. Ich stehe eines Abends auf der Dachterrasse des Hotels nahe Delhi und schaue über die Stadt. Das Hotel ist in Ordnung, die Studentengruppe entspannt, unser Programm läuft reibungslos, trotzdem ist mir mulmig zumute. Als legten sich unsichtbare Finger um meine Kehle und ließen mich schwer atmen. Bei dieser Reise habe ich nicht wie sonst zusätzliche Tage freigenommen, um das Land zu erkunden. Ich bin lediglich mit den Studenten für das einwöchige Programm angereist und fahre direkt nach dessen Ende wieder ab.

Ich kann nicht gut damit umgehen, wenn sich Menschen vor mir verbeugen und mir im Hotel ständig jemand die Tür öffnet. *Good morning, Ma'am. Welcome back, Ma'am. Of course, Ma'am.* Ich komme mir zuweilen vor wie eine britische Hofschranze, ihre Diener um sich scharend. Es fehlt nur noch der Palmenwedel.

Meine indische Kollegin an der Universität in Gurgaon erzählt mir von einem Hausangestellten ihrer Eltern, ein Dalit. Die Dalit, die Unberührbaren, sind die unterste Kaste in Indien, sie dürfen praktisch nichts. Der Hausangestellte hat sein persönliches Wasserglas, das ausschließlich für ihn reserviert ist, nicht als Privileg, sondern weil niemals ein Familienmitglied aus demselben Glas trinken würde. Niemals würden sie das Glas nur anrühren. Un-berühr-bar, ich verbinde damit eher etwas Unerreichbares und Wertvolles, nach dem

man die Finger ausstreckt, um sie dann im letzten Moment ertappt zurückzuziehen.

Am nächsten Abend lädt eine der indischen Professorinnen meinen Kollegen und mich zum Abendessen ein. Wir sollen uns zunächst bei ihr zuhause für einen Aperitif einfinden und danach gemeinsam in ein Restaurant fahren. Mein Kollege überlässt es stillschweigend mir, rasch Schokolade und Blumen auf einem nahe gelegenen Straßenmarkt für unsere Gastgeberin zu besorgen. Froh, nicht mit leeren Händen dazustehen, bin ich doch peinlich berührt, als ich ihr die Blumen entgegenstrecke. Es ist ein lausiger Strauß, als hätte ich die kümmerlichen Pflanzen soeben selbst vom Straßenrand geklaubt und hastig zusammengebunden.

Als wir bei der Wohnung eintreffen, öffnet uns ein Jugendlicher von ungefähr 15 Jahren die Tür. Ich meine mich zu erinnern, dass die Professorin einmal zwei erwachsene Töchter erwähnt hat. Ich möchte etwas Unverfängliches sagen und frage prompt, ob der Junge ihr Sohn sei, was wahrscheinlich mein zweiter Fauxpas neben den Blumen zu Beginn des Abends ist. Sie lacht ein wenig zu laut und es stellt sich heraus, dass der Junge vom Dorf in die Stadt gekommen ist und gegen Kost und Logis das Ehepaar im Haushalt unterstützt. Offenbar ist es üblich, dass Jugendliche vom Land, meist Analphabeten ohne jede Schulbildung, in die Stadt ziehen, um dort bei den Familien der oberen Kasten im Haushalt zu helfen. Sie leben bei den Familien, ob sie bezahlt werden, weiß ich nicht. Eigentlich dürfen Jugendliche unter 15 Jahren offiziell nicht arbeiten und ich kann das Alter des Jungen schlecht schätzen.

Wie er sich auf den Boden setzt, dem Mann zu Füßen, und die Professorin erklärt, wie lieb er sich um ihren Mann kümmere, da verschlägt es mir den Atem. Für sie ist es sicher ein sorgloser Kommentar gewesen, mich erfasst hingegen wieder das Gefühl wie oben auf der Dachterrasse. Unsere Konversation bei der Professorin läuft schleppend, es kommt kein richtiges Gespräch auf. Der Ehemann, jetzt pensioniert, hatte bei einer Bank

eine Führungsposition inne und berichtet, wie er sich mit den Gewerkschaften herumgeschlagen hat, wie unverschämt deren Forderungen waren und wie nichtig. Wir hangeln uns höflich durch die Themen und den Abend.

Die Professorin spricht von einem Mädchen, das vor dem Jungen bei der Familie gelebt hat und gewissermaßen mit ihren zwei Töchtern aufgewachsen ist. Sie ist nun verheiratet und lebt in der Nähe – eine arrangierte Ehe auf Zutun ihrer Gastfamilie. Oder war es ihre Arbeitgeberfamilie? Ihre Dienstherrnenfamilie? Das Mädchen konnte nicht in ihr Dorf zurück, sie, die Analphabetin, hat mithilfe von Kassetten der Professorentöchter ein paar Worte Englisch gelernt und ist somit zu gebildet, um in ihrem Heimatdorf einen Ehemann zu finden. Ich habe den Eindruck, es ist der Professorin wichtig, mir zu vermitteln, dass sie das Mädchen gut behandelt haben, dass sie großzügig gewesen sind. Fast scheint es in ihrer Schilderung, als wäre das Mädchen eine gute Freundin ihrer Töchter gewesen, doch kann das bisschen Englisch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die sozialen Rollen und Lebenswege in Indien klar vorgezeichnet sind. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs weilt eine der Töchter der Professorin, deren Familie zur obersten Kaste der Brahmanen zählt, zum Studium in den USA.

Ich lerne, dass die Familiennamen die Zugehörigkeit zu einer Kaste preisgeben und so bleibt die gesellschaftliche Ordnung jederzeit präsent, auch wenn die Kasten bzw. deren Privilegien offiziell per Gesetz abgeschafft wurden. Es ist ein seltsames Durcheinander für mich in diesem Land, größte Demokratie neben ständischer Ordnung, Ochsenkarren neben Rikschas und Autos, das heilige Wort Om neben anerkennenden Kommentaren über Adolf Hitler.

1938 floh Mascha Kaléko vor den Nationalsozialisten und emigrierte in die USA. Frisch und leicht reimt sie die deutschen und englischen Worte in ihren Gedichten, doch so

leicht wie in ihren Versen ist es in der neuen Sprache, der neuen Heimat für sie nicht. Die Laute wollen nicht über die Lippen und die Grammatik hinkt.

Als ich mit einem amerikanischen Kollegen, der sehr gut Chinesisch spricht, bei McDonald's sitze, spricht uns ein Chinese am Nachbartisch an und plaudert ein wenig mit ihm. Ich beneide ihn um diese Momente spontaner Gespräche und unmittelbarer Kontakte zu den Einheimischen. Bei mir findet jede Gesprächsanbahnung mit einem dahingestammelten *tīng bù dǒng* (ich verstehe nicht) nach drei Sekunden unweigerlich ihr Ende. Dabei sind viele Chinesen neugierig.

Während ich mich in Indien noch mit den Menschen verständigen kann, setze ich mich in China der Sprachlosigkeit aus. Die eleganten chinesischen Schriftzeichen starren mich an wie ein Code, den es zu knacken gilt, für den mir nur leider die richtige Entschlüsselungstechnik fehlt. Als Touristin kann ich mich einigermaßen durchschlagen, bin jedoch weit davon entfernt, eine längere Unterhaltung führen zu können.

Ich bewundere die chinesische Kalligrafie für ihre Ästhetik, ohne die tiefere Bedeutung dabei zu erfassen. Ich weiß, dass Chinesisch eine blumige Sprache ist, in der oft in Sprichworten und Gleichnissen gesprochen wird, der Sprachwitz erschließt sich mir allerdings nicht. Bei den Schreibaufgaben meiner chinesischen Studierenden verstehe ich manchmal ihre deutschen Texte nicht, nicht weil die Grammatik falsch wäre, sondern weil sie die chinesische Ausdrucksweise in die Fremdsprache zu übertragen versuchen. So entstehen Texte von fast poetischer Schönheit, die nur leider keinen Sinn ergeben. Eigentlich müsste ich ihnen ihre Seiten mit lauter roten Anstrichen zurückgeben, alles durchstreichen, aber ich lasse lieber das Schwarz und Blau stehen.

Ich habe keine Ahnung, was im Weiß zwischen den chinesischen Zeilen ungesagt bleibt, aber lesbar ist. Ist nicht das ein Grund, warum in der DDR die Sprache gepflegt wurde,

Literatur und Musik ihren Raum verteidigt haben? Wenn ich in einem Land lebe, in dem jeder zu jeder Zeit alles sagen darf, ist es nicht notwendig, Zweideutigkeiten und Anspielungen zwischen den Zeilen zu platzieren. Die Journalistin Xifan Yang beschreibt in einem Artikel der Wochenzeitung „Die Zeit“¹, dass ein einzelner kleiner Strich in den teils komplexen chinesischen Schriftzeichen bewusst die Bedeutung verändern kann. Hintersinnige Beamte nutzten das wohl schon früher gezielt und schrieben falsch ab: Was auch immer ihr da oben erlasst, wir machen es auf unsere Art. Chinesische Beamte mit einem Hang zur Anarchie, das gefällt mir.

Dieser Raum der verborgenen Zeichen und versteckten Botschaften bleibt mir verschlossen, so dass ich mir kaum ein realistisches Bild vom Land machen kann. So meinen ausländische Kollegen oft, dass die Telefone fremder Lehrkräfte abgehört würden, wenn diese auf dem Campus oder in einer universitätseigenen Wohnung leben. Ich ertappe mich dabei, bei Telefonaten mit meiner Familie nach einem verdächtigen Knacken in der Leitung zu lauschen, kann aber nichts dergleichen ausmachen und komme mir lächerlich vor. Ist es nicht paranoid, das zu glauben? Oder ist es vielmehr naiv, die Abhörerei als Quatsch abzutun? Meine Kollegin in Guangzhou erwähnt, einer ihrer ehemaligen Studenten sei einmal im Rahmen seiner offiziellen Tätigkeit bei ihr im Büro aufgelaufen und habe sie ausgefragt. Trugen wir demnach mit der deutschen Sprachausbildung zur internationalen Spionage bei? Immerhin wurden chinesische Studierende schon mehrfach der Wirtschaftsspionage verdächtigt, wenn sie bei deutschen Unternehmen Praktika absolvieren.

Einige Male spüre ich die Zurückhaltung und Abwägung mancher Studierender im Unterricht, sich lieber nicht auf eine Meinung festzulegen. In jeder Klasse sitzen Studen-

1 Xifan Yang: „Was wird aus dem Zauberwort?“ DIE ZEIT N° 27 vom 01.07.2021

ten, die in einem der zahlreichen Komitees aktiv sind, die vielleicht eine Parteimitgliedschaft in der KP anstreben. Das bedeutet nicht, dass sie bei jeder Gelegenheit ihre Kommilitonen denunzieren, vielmehr durchschaue ich als Fremde dieses soziale Gefüge mit seinen Konventionen und Verpflichtungen nicht.

Ich habe einmal eine Landkarte von China mit den angrenzenden Staaten gezeigt, auf der Taiwan wie andere Nachbarländer grau eingezeichnet war, China war rot. Prompt fragt eine Studentin, warum Taiwan auf der Karte nicht zu China gehöre. Sie ist einfach verwundert, so wie ich auch, weil ich es selbst zuvor nicht bemerkt habe. Ich hatte die Karte von einer deutschen Quelle übernommen und hatte den politischen Streitpunkt schlicht übersehen. Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll und versuche, schnell darüber hinweg zu gehen. Danach ärgere ich mich über mich selbst: Hätte ich eine Diskussion zulassen oder zumindest den westlichen Standpunkt erklären sollen?

Aufgrund solcher Vorfälle höre ich oft von ausländischen Lehrkräften, dass sie sich im Unterricht einer Art Selbstzensur unterwerfen und politische Diskussionen vermeiden, nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihre Schüler oder Studenten nicht in die unangenehme Lage zu bringen, sich für eine Äußerung erklären zu müssen.

Jahre später sitze ich wieder in Guangzhou und hoffe für eine Professorin, dass sie sich nicht erklären muss. Ich nenne sie Professorin Hu. Sie beleuchtet das Zusammenspiel von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in China seit Mao Zedong in einer Vorlesung, die Teil eines internationalen Programms für die Hochschule ist, bei der ich arbeite. Es überrascht mich, wie klar und nüchtern Professorin Hu das Vordringen des Politischen ins Alltagsleben der Chinesen beschreibt. Sie kritisiert, aber klagt nicht an. Sie umreißt die Mechanismen – seien es die Strukturen am Arbeitsplatz, seien es die Nachbarschaftskomitees in den Wohnvierteln – mit denen das Politische private Entscheidungen und

Meinungen zu beeinflussen sucht. Man sieht es jetzt wieder in den wackeligen Handyvideos, die aus den chinesischen Städten im Corona-Lockdown nach außen dringen. Nachbarschaftskomitee, das klingt so freundlich gemeinschaftlich.

Nun mag man einwenden, dass die Professorin nichts zu befürchten habe, da sie vor internationalen Studenten spricht. Die Kameras im Seminarraum machen jedoch deutlich, dass jede Veranstaltung aufgezeichnet wird und die Lehrenden ständig unter Beobachtung stehen. Die Professorin exponiert sich mit ihrer Offenheit und macht sich angreifbar, dennoch fahren die Studenten unbeirrt fort und fordern sie in der anschließenden Diskussion indirekt auf, sich zu positionieren. Als Ostdeutsche fühle ich mich an frühere Zeiten erinnert, wenn Westdeutsche mich fragten, wie es denn so in der DDR gewesen sei und sie von mir eigentlich nur ihre vorgefertigte Meinung bestätigt wissen wollten. *Es war alles so furchtbar, aber jetzt sind wir ja Gott sei Dank Teil der BRD. Danke, danke, danke.* Ich soll mich ständig bedanken, so wie die Tibeter bei den Han-Chinesen, weil sie ihnen eine Zugstrecke und eine Fluganbindung gebaut haben.

Es ist bereits mein dritter Besuch in Guangzhou, in den Jahren zuvor hat das Institut gern betont, wie unabhängig sie von Peking seien. Doch der Wind in Peking hat sich gedreht und den kleinsten Hauch bis in den Süden getragen. Die Studenten lassen nicht ab und nach ihren Fragen zu den damals aufkeimenden Protesten in Hongkong sieht sich der nachfolgende Professor dazu berufen, statt einer Vorlesung zum internationalen Finanzwesen eine Gegenbrandrede zu halten und die Dinge wieder gerade zu rücken. Er war während des Vortrags von Professorin Hu nicht im Raum zugegen, weiß aber offensichtlich sehr genau, was sie gesagt hat. *Was ist schon Hongkong mit seinen acht Millionen Einwohnern im Vergleich zu 1,3 Milliarden? Dann wird eben Shanghai das kommende Finanzzentrum.*

Ich weiß nicht, ob wir die Professorin in eine schwierige Situation gebracht haben.

Sie ist noch jung, sie hat ihr Leben, ihre Karriere vor sich. Trotzdem bringt sie die Kraft und den Mut auf, Kritik zu üben und sich gegen die Mehrheitsmeinung zu stellen. Die Mehrheit der Chinesen folgt dem Konsens: Die Regierung kümmert sich um ein besseres Leben für alle, mehr Wohlstand, mehr Konsum, die Bevölkerung begehrt dafür nicht auf. Abgesehen von Hongkong gibt es keine wirklich tragende Demokratiebewegung in China. Wer Kritik übt, kritisiert letztlich nicht nur irgendeinen Politiker weit weg in Peking, sondern widerspricht tagtäglich der eigenen Familie, den Freunden, den Kollegen. Man ist immer der Querulant, der Außenseiter.

Was das konkret bedeutet, habe ich zuvor während meiner Zeit in Shanghai erfahren. Wir verbrachten damals mit dem deutsch-chinesischen Kollegium ein Wochenende auf Einladung der Universität in Anji. Der Ort ist bekannt für seinen weißen Tee und die Bambuswälder, der Film *Tiger & Dragon* wurde dort gedreht. An dem Wochenende wurde eine neue Kollegin vorgestellt, die als Professorin in den Wirtschaftswissenschaften die Lehre ergänzen soll. Ein paar Wochen später erfahren wir, dass diese Professorin an der Universität von der Polizei abgeführt und verhaftet wurde. Sie wurde wohl in ein schwarzes Gefängnis gebracht. Ihre Familie weiß nicht, wo sie ist und versucht über deutsche Bekannte bei der deutschen Botschaft, ihren Aufenthaltsort herauszufinden. Da sie chinesische Staatsbürgerin ist, kann die Botschaft nicht helfen. Ich weiß nicht, weshalb sie verhaftet wurde, ich kenne diese Frau nicht gut. Unsere Wege haben sich lediglich an dem Wochenende in Anji gekreuzt, wir haben nur wenige Worte gewechselt. Dennoch bin ich erschüttert, wie einfach ein Mensch verschwinden kann. Sie wurde nie wieder gesehen und es wurde an der Universität nie über sie gesprochen.

Sie verschwand, so wie Mascha Kaléko aus Deutschland verschwinden musste, ins Gefängnis der Heimatlosigkeit, die schwer auf ihr lastete. *Home is where the heart is*, heißt es auf Englisch. Manchmal ist es auch gut, zu wissen, wo man nicht zuhause ist.